

Interview

«Auch einem Kindesmörder kann

Das neue Buch von William Paul Young spielt ausgerechnet im Gefängnis, in dem Christa Pike ihre Hinrichtung überlebte. Er hat gute Freunde dort.

Pascal Ritter

Am 30. September sollte Christa Pike im US-Bundesstaat Tennessee hingerichtet werden. Die wegen Mordes zum Tode verurteilte Amerikanerin überlebte die Verabreichung von zwei Dosen des Gifts Pentobarbital. Die Hinrichtung im Hochsicherheitsgefängnis Riverbend in Nashville scheiterte. Die ungewöhnliche Geschichte machte weltweite Schlagzeilen und warf ein Schlaglicht auf die Todesstrafe in den USA.

Sechs Tage später erschien «Die Rückkehr zur Hütte», der neue Roman des kanadisch-amerikanischen Bestsellerautors William Paul Young, 71. Die Geschichte führt ebenfalls in den Todestrakt von Riverbend. Auch ein ausgesetztes Hinrichtungsverfahren spielt darin eine Rolle. Die Parallelen zwischen Buch und Wirklichkeit sind ein unglaublicher Zufall. Young selbst glaubt nicht an Zufälle: Der tiefgläubige Christ ist überzeugt, dass Gott im Leben der Menschen wirkt.

Young kennt den Todestrakt im Gefängnis Riverbend. Seit rund zehn Jahren besucht er dort verurteilte Kriminelle, die im Todestrakt auf ihre Hinrichtung warten oder darauf hoffen, dass ihr Todesurteil doch noch durch Gerichte aufgehoben wird. Sie sind zu seinen Freunden geworden.

Herr Young, die verurteilte Mörderin Christa Pike hat einen Hinrichtungsversuch überlebt. Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie davon erfuhren?

William Paul Young: Es ist schrecklich. Es ist unmenschlich. Es ist nicht zu rechtfertigen. Ich war wütend, aber mehr noch war ich traurig. Und es ist schon die zweite gescheiterte Exekution in Tennessee in diesem Jahr. Im Mai versuchten sie, Tony Carruthers, den ich persönlich kenne, 90 Minuten lang zu töten, fanden aber keine geeignete Vene, um ihm das Gift zu verabreichen. Christa Pike habe ich nie getroffen. Aber einige männliche Insassen des Todestraktes kenne ich seit zehn Jahren. Sie sind meine Freunde. Im vergangenen Jahr wurden drei meiner Freunde hingerichtet. Das ist Mord. Mord durch den Staat.

Sie lehnen die Todesstrafe grundsätzlich ab?

Ja. Als Mensch finde ich keine Grundlage dafür, einen anderen Menschen zu töten. Mein Sohn ist Polizist. Ich weiss, dass es in seinem Job Situationen geben kann, in denen jemand Gewalt anwenden muss, um einen anderen Menschen zu schützen. Das ist eine schreckliche Entscheidung. Aber die Todesstrafe ist etwas anderes: Der Staat entscheidet geplant, einen Menschen zu töten. Für mich macht Gewalt die Welt nicht besser. Sie fügt nur weitere Gewalt hinzu. Die gescheiterte Hinrichtung von Christa Pike war furchtbar, aber immerhin kam ans Licht, was bei einer solchen Exekution wirklich passiert.

Sie kennen das Gefängnis Riverbend, den Ort des gescheiterten Hinrichtungsversuchs, aus eigener

Erfahrung. Wie fühlt es sich an, dort hineinzugehen?

Von aussen sieht es aus wie ein College-Campus, bis auf die Zäune und den Stacheldraht. Meine Freunde scherzen, sie lebten in einer «Gated Community mit sehr gutem Sicherheitspersonal». Vor einem Besuch muss ich mich in der Regel anmelden, meine Personalien werden geprüft. Ich darf nur meinen Ausweis mitnehmen, keine Briefe, keine Geschenke, kein Schreibzeug. Die Kontrolle ist etwas intensiver als am Flughafen. Dann kommen immer wieder dicke Türen, Summer, kleine Zwischenräume, Beton und Stahl. Man wartet, bis eine Tür freigegeben wird, geht durch den nächsten gesicherten Gang und schliesslich in Unit 2, wo der Todestrakt liegt.

Warum besuchen Sie zum Tode verurteilte Kriminelle?

Es begann vor zehn Jahren mit Terry King, der seit Jahrzehnten im Todestrakt lebt. Ein Freund erzählte mir, dass Terry von meinem ersten Buch «Die Hütte» berührt worden sei, und fragte, ob er ihm ein von mir signiertes Exemplar schicken könne. Ich sagte: Nein, ich bringe es ihm selbst. So fing es an.

Warum entschieden Sie sich in diesem Moment dafür, einen zum Tode Verurteilten zu besuchen? War das etwas, das sie schon immer einmal machen wollten?

Es fühlte sich für mich in diesem Moment richtig an. So lebe ich mein Leben. Ich denke nicht darüber nach, was das Resultat meiner Handlungen ist. Ich sah eine Tür, die sich öffnete, und ging hindurch, um zu schauen, was auf der anderen Seite ist. Ich gehe nicht dorthin, um diese Männer zu retten oder zu reparieren. Ich habe keinen Messias-Komplex. Aus meinen Besuchen sind Freundschaften entstanden.

Was haben Sie durch diese Freundschaften gelernt?

Terry King sagte einmal zu mir: «Wir sind nur für die schlimmsten Tage unseres Lebens bekannt.» Ihnen wird nicht geglaubt, dass sie sich ändern können. Aber Menschen verändern sich. Einer meiner Freunde hatte sich unerlaubt ein Mobiltelefon besorgt und kam deshalb für sechs Monate zurück in einen strengeren Gefängnisbereich. Ich fragte ihn, warum er das getan habe. Er lächelte und sagte: «Es hat sich absolut gelohnt.» Mit dem Telefon hatte er seinem Sohn bei der Abschlussfeier zusehen können, wie er über die Bühne ging und sein Diplom bekam. Ich habe von meinen Freunden aus dem Todestrakt aber auch Dinge über das Leben gelernt. Einer meiner Freunde sagte zwei Wochen vor einer geplanten Hinrichtung zu mir: «All dieser Beton und Stahl sagt nichts über menschliche Freiheit aus. Menschliche Freiheit ist das, was im Herzen geschieht.» Diese Sätze haben mich tief berührt und ich zitiere sie in meinem Buch. Die Hinrichtung fand dann doch nicht statt, weil herauskam, dass das tödliche Gift über dem Haltbarkeitsdatum war.



Autor William Paul Young hat gerade ein Buch über die Todesstrafe veröffentlicht.
Bild: Gregor Servais/De Beeldunie/laif

Die Mutter von Colleen Slemmer, die von Christa Pike ermordet wurde, wollte Pikes Hinrichtung erleben. Sie ist enttäuscht, dass es nicht geklappt hat. Was würden Sie ihr sagen?

Ich weiss nicht, was ich ihr in einer konkreten Begegnung sagen würde. Ich tue mich schwer damit, so etwas vorauszusagen. Aber ich glaube, dass Unversöhnlichkeit selbst zu einem Gefängnis werden kann. Man trägt das Ereignis oder den Menschen, der einem geschadet hat, ständig mit sich. Der Täter in-

teressiert sich aber vielleicht gar nicht mehr dafür, kann sich an die Tat nicht erinnern oder ist längst tot. Trotzdem bleibt man selbst an ihn gebunden und kann sein Leben nicht weiterleben.

Die Mutter des Opfers Slemmer kritisiert, dass immer nur über die Täter gesprochen wird. Opfer wie ihre Tochter gingen vergessen. Verstehen Sie ihre Wut darüber?

Ich verstehe ihren Vorwurf zu hundert Prozent. Sie hat allen Grund, wü-

tend zu sein. Das Problem ist, dass sich unser Justizsystem um die Täter dreht. Das Opfer wird für das Verfahren gebraucht, um die Täter zu bestrafen, und landet danach gewissermassen im Schatten am Rand der Bühne. Meine Freunde im Todestrakt sagen selbst, dass Opfer mehr Aufmerksamkeit und bessere Unterstützung brauchen.

Sie sprechen sich für Vergebung aus. Kann man jemandem für etwas

Man man vergeben»

vergeben, das er dem eigenen Kind angetan hat?

Ja, das kann man. Vergebung und Versöhnung sind aber nicht dasselbe. Für Versöhnung braucht es den Täter: Er muss die Wahrheit darüber sagen, was er getan hat, Verantwortung übernehmen und sich verändern. Das ist ein langer Weg. Für Vergebung braucht es den Täter nicht. Sie bedeutet nicht, dass alles in Ordnung ist. Und sie bedeutet nicht, dass man diesem Menschen jemals wieder vertrauen muss.

Christa Pike soll sich nach Aussage der Mutter des Opfers nie bei ihr entschuldigt haben. Muss ein Täter um Vergebung bitten, damit Vergebung möglich wird?

Für den Täter wäre das ein wichtiger Schritt. Aber für die Fähigkeit des Opfers, zu vergeben, ist es nicht notwendig. Wenn Sie darauf warten, dass sich ein anderer Mensch verändert, bevor Sie vergeben können: Wie lange wollen Sie warten? Selbst eine Hinrichtung löst das Problem nicht automatisch. Sie bringt den verlorenen Menschen nicht zurück. Ich kenne Fälle, in denen die Hinrichtung keine Erleichterung für die Opferfamilien gebracht hat.

Sie haben selbst Tragödien erlebt, aber nie einen Angehörigen durch einen Mord verloren. Können Sie eine solche Situation dennoch einschätzen?

Es stimmt: In unserer Familie wurde niemand ermordet. Aber wir haben schwere Verluste erlebt. Mein Bruder kam ums Leben, meine Nichte starb am Tag nach ihrem fünften Geburtstag, und in unserer Familie starb ein lebensfähiges Kind in der 30. Schwangerschaftswoche. Das sind vernichtende Verluste. Aber es ist nicht dasselbe, und das sage ich ausdrücklich. Ich kenne allerdings Menschen sehr gut, deren Kinder getötet wurden, und bin mit ihnen durch diese Erfahrungen gegangen.

Sie wurden als Kind in einem Internat sexuell missbraucht und haben das öffentlich thematisiert. Einer Ihrer damaligen Täter bat Sie später um Vergebung. Hatten Sie ihm zu diesem Zeitpunkt bereits vergeben? Ja. Als er mich um Vergebung bat, war ich überrascht, wie sehr ich ihn bereits losgelassen hatte. Ich dachte: Diese Bitte ist mehr für ihn als für mich. Aber es war eine Reise. Vergebung ist kein Ereignis, sondern ein Prozess. Und es dauerte.

Auch Ihr Vater war gewalttätig. Wie gingen Sie damit um?

Mein Vater schlug mich. Er war hart und autoritär. Wirklich vergeben habe ich ihm erst, als er 80 Jahre alt war. Ich hatte mein ganzes Leben darauf gewartet, dass er sich verändert und endlich der Vater wird, den ich wollte. Erst als ich aufhörte, ihn an meinen Erwartungen scheitern zu lassen, konnte ich ihn als Menschen mit seiner eigenen Geschichte sehen. Unsere Beziehung veränderte sich. Früher rief er mich nur an, wenn etwas Schlimmes passiert war. Einige Wochen vor seinem Tod klingelte mein Telefon. Er sagte mir mehrmals, ich müsse gut zuhören. Ich rechnete schon mit dem Schlimmsten. Dann sagte er mir, er sei stolz auf den Mann, Vater und Ehemann, der aus mir geworden sei. Wenn man lernt, ohne Erwartungen zu leben, wird alles Positve, das man erlebt, zum Geschenk.

Viele Evangelikale in den USA unterstützen die Todesstrafe. Sie zählen sich auch zu den Evangelikalen.

Das ist für mich ein Widerspruch. Ich habe Freunde, die für Hinrichtungen waren und sich als Jesus-Anhänger verstehen, mit in den Todestrakt genommen. Nachdem sie dort einen Menschen kennengelernt hatten und nicht mehr nur eine Vorstellung von einem Verbrecher, glaubten sie nicht mehr an die Todesstrafe. Die Bergpredigt ist ein grosses Problem für jeden, der für die Todesstrafe ist. Um eine Hinrichtung zu rechtfertigen, muss man sagen, der Zweck heiligt die Mittel, aber der Zweck heiligt nie die Mittel.

Sie wurden mit Ihrem ersten Buch «Die Hütte» völlig unerwartet zum Bestsellerautor. Wie begann diese Karriere?

Ich schrieb die Geschichte ursprünglich für meine sechs Kinder. Ich war gerade 50 Jahre alt geworden und kam aus einer fundamentalen Lebenskrise. Als ich diese bewältigt hatte, ermutigte mich meine Frau Kim dazu, meine Gedanken zu Papier zu bringen. Also tat ich es. Wir hatten kaum Geld. Zu Weihnachten liess ich beim Kopierladen Office Depot 15 spiralgebundene Kopien machen. Das war mein einziges Weihnachtsgeschenk an die Kinder in diesem Jahr. Sie sagten ungefähr: «Oh, ein Buch. Danke, Dad.» Und ich ging wieder arbeiten. Ich hatte damals drei verschiedene Jobs und keinerlei Plan, Schriftsteller zu werden.

Und keiner dieser Jobs hatte mit Schreiben zu tun.

Nein. Ich habe nie einen Schreibkurs besucht. Aber ich bin mit den Klassikern aufgewachsen und habe viel gelesen. Ich bin kein Weltklasse-Schriftsteller, ich bin eher ein Blue-Collar-Autor von der Strasse.

Und dennoch verkaufte sich das Buch millionenfach.

«Wenn man lernt, ohne Erwartungen zu leben, wird alles Positive, das man erlebt, zum Geschenk.»

Der Blue-Collar-Schriftsteller

William Paul Young, 71, ist ein kanadisch-amerikanischer Schriftsteller. Weltberühmt wurde er mit seinem Roman «Die Hütte», den er ursprünglich als Weihnachtsgeschenk für seine sechs Kinder schrieb. Das Buch verkaufte sich millionenfach und wurde verfilmt. Young lebt mit seiner Frau Kim in den USA. Seit rund zehn Jahren pflegt er Freundschaften mit zum Tode verurteilten Häftlingen in Tennessee.

Zuerst lehnten 26 Verlage das Manuskript ab. Christlichen Verlagen war es zu kantig, säkularen war zu viel Jesus darin. Zwei Männer gründeten schliesslich einen kleinen Verlag. In den ersten 13 Monaten gaben wir nach meiner Erinnerung weniger als 300 Dollar für Werbung aus und verschickten 1,1 Millionen Exemplare. Es ist eine verrückte Geschichte.

Hat dieser Erfolg Sie verändert? Erfolg kann mehr schlechte Dinge aus Menschen hervorbringen als Misserfolg. Berühmtheit und eine Plattform können verführerisch sein. Aber meine Identität liegt nicht in einem Buch. Ich habe eine grossartige Ehe, gute Beziehungen zu meinen Kindern und Enkelkindern und Freunde, bei denen man nach langer Zeit einfach dort weitermacht, wo man aufgehört hat. Das sind die Dinge, die für mich zählen.

Aber Sie müssen reich geworden sein mit dem Verkauf Ihrer Bücher. Nicht wirklich reich. Aber ich habe schon gut verdient – genug, um ein Haus zu bauen, unsere Schulden zu bezahlen und gut zu leben. Meine Sicherheit hängt ohnehin nicht am Geld. Sie liegt in meiner Beziehung zu Gott.

Warum haben Sie 20 Jahre später mit «Die Rückkehr zur Hütte» eine Fortsetzung Ihres ersten Buches geschrieben?

Meine Freundschaften im Todestrakt waren der Grund, warum ich nach fast zwanzig Jahren überhaupt eine Fortsetzung geschrieben habe. Mich interessierte, was Vergebung bedeutet, wenn sie nicht mehr abstrakt ist, sondern man dem Menschen gegenüber sitzt, der einem unermesslichen Schaden zugefügt hat. Ich habe den Todestrakt, der im Buch eine Rolle spielt, deshalb nach Riverbend verlegt, zu meinen Freunden. Es soll aber kein Pamphlet gegen die Todesstrafe sein – auch wenn ich mich darüber freue, wenn das Buch jemanden berührt oder zum Nachdenken anregt.

Das Buch erschien nun genau in dem Moment, als die Todesstrafe wegen der gescheiterten Hinrichtung von Christa Pike wieder zu einem viel diskutierten Thema wurde. Ist das ein Zufall? Nein. Für mich gibt es keine Zufälle. Ich glaube an einen Gott, der in unserem Leben wirkt, ohne uns zu zwingen, und Dinge in Richtung des Guten miteinander verwebt. Andere werden sagen: Das ist eben Zufall. Ich glaube das nicht.

Vieles von dem, was Sie über Vergebung und Menschlichkeit sagen, kann auch ein Atheist unterschreiben. Warum begründen Sie es trotzdem mit der Bibel und Jesus?

Ich habe mich intensiv mit philosophischem, psychologischem und humanistischem Denken beschäftigt. Ich habe die Bhagavad Gita gelesen, Hermann Hesse, Pascal und Kierkegaard. Jacques Ellul gehört zu meinen Lieblingsautoren, und ich habe grossen Respekt vor östlichem religiösem Denken. Aber wenn ich verstehen will, was es bedeutet, ganz Mensch zu sein, lese ich Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Denn nirgendwo sonst in der Geschichte habe ich jemanden wie Jesus gefunden. Schauen Sie sich an, wie er sein Leben lebt. Dabei geht es nicht nur um Theologie, sondern um das wirkliche Leben und darum, wie Liebe in der Welt funktioniert.



Bewusste Inszenierung: Die Ankündigung von Pete Hegseth hat weitem für Entsetzen gesorgt. Bild: Julia Demaree Nikhinson/AP

Erschiessung vor laufenden Kameras

US-Kriegsminister Pete Hegseth will die Hinrichtung des Fort-Hood-Attentäters live im Internet übertragen lassen.

Bojan Stula

Zuerst dachte man an einen schlechten Scherz. Aber dem Mann ist es offensichtlich ernst: US-Kriegsminister Pete Hegseth kündigte am Donnerstag an, die Hinrichtung eines verurteilten Militärangehörigen live im Internet übertragen zu wollen.

«Die Öffentlichkeit soll dabei zusehen können. Die Menschen müssen verstehen, dass es ernsthafte Konsequenzen für solche Dinge gibt.» Das sagte Hegseth in einem Interview zur Begründung.

Das Pentagon bestätigte gestern in einer Mitteilung die Ansage des Ministers. So soll der wegen eines Massakers zum Tode verurteilte Ex-Major Nidal Malik Hasan am 3. Dezember um 20 Uhr Schweizer Zeit in Fort Hood, Texas, vorlaufenden Kameras erschossen werden.

Dieser Zeitpunkt ist bewusst gewählt und Teil von Hegseths Inszenierung: An gleicher Stelle und zur gleichen Tageszeit verübte Hasan vor 17 Jahren seinen tödlichen Anschlag.

Beispiellose Premiere

Es wäre dies die erste Hinrichtung an einem Amerikaner durch ein eigenes Erschiessungskommando seit Ende des Zweiten Weltkriegs und die erste militärische Hinrichtung in den USA seit 1961. Vor allem aber wäre es die erste US-Hinrichtung mit einer Liveübertragung für das breite Publikum.

Obwohl verschiedene Bundesstaaten eine gewisse Form von Öffentlichkeit bei Hinrichtungen vorschreiben – in der Regel mit der Anwesenheit von Opferangehörigen, Zeugen und Journalisten –, schienen solche vor grossem Publikum bisher einer längst vergangenen Epoche anzugehören. Entsprechend harsch fallen in Amerika viele Reaktionen aus.

Der demokratische Senator Chris Murphy reagiert mit verdrehten Augen, als er live bei CNN mit Hegseths Aussage konfrontiert wird: «Das ist ekelhaft. Was soll das? Will er IS nachmachen?» Öffentliche Hinrichtungen seien «wie im Mittelalter», ringt der Politiker sichtlich um Fassung. Zustimmung erhält Murphy vom republikanischen Senatskollegen Thom Tillis: «Das sollte in Amerika nicht passieren.»

Den Vergleich mit den schrecklichen Hinrichtungsvideos des Islamischen Staates (IS) stellen auch liberale Medien wie die «New York Times» an. Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International betont, dass von den offiziell über 2700 Hinrichtungen, die 2025 von 17 Ländern durchgeführt wurden, nur Iran und Afghanistan diese zum Teil öffentlich gemacht hätten; in früheren Fällen auch Saudi-Arabien.

Aus der Zeit gefallen

Ob die Vereinigten Staaten diesem kleinen Kreis wirklich beitreten werden, ist trotz Hegseths Ankündigung und der Bestätigung durch das Pentagon unsicher. Die BBC zitiert den auf Todesurteile und Menschenrechtsfälle spezialisierten US-Rechtsanwalt John Mills, dass das Militär hier «auf unsicherem Rechtsterrain» wandle.

Yale-Rechtsprofessor Eugene R. Fidell hält den Vorgang schlicht «für aus der Zeit gefallen». Die letzte staatlich angeordnete öffentliche Hinrichtung in den USA fand 1936 in Kentucky statt. Rund 20'000 Zuschauer wohnten damals der Erhängung eines 26-jährigen Schwarzen bei, der wegen Mordes und Vergewaltigung verurteilt worden war.

Er wäre überrascht, sollte die Hinrichtung so «tatsächlich stattfinden», sagt Mills. Denn dem Verurteilten steht auch noch der Gang vor ein Bundesgericht offen, um einen Aufschub zu beantragen. Andererseits hat er vom US-Präsidenten kaum eine Begnadigung zu erwarten. Erst am Mittwoch betonte Donald Trump an einer Wahlkampfveranstaltung in Texas, Nidal Hasan sei «ein übler Killer, der jetzt der finalen Gerechtigkeit zugeführt» werde.

Dieser hat laut «New York Times» bisher noch keine Reue für seine Tat gezeigt. Am 5. November 2009 erschoss der Armeepsychiater auf der Militärbasis Fort Hood unter «Allahu Akbar»-Rufen 13 Menschen, darunter eine schwangere Soldatin, und verletzte 32 weitere. Als Motiv gab er den Dschihad und Rache für die «unmoralischen» US-Kriege im Irak und in Afghanistan an. Bei seiner psychiatrischen Beurteilung bedauerte er, nicht als Märtyrer bei seiner Attacke umgekommen zu sein.